

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 50=70 (1904)

Heft: 46

Artikel: Zur Bekleidungs- und Ausrüstungsfrage

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oberung von der allergrössten Bedeutung — unter diesen Verhältnissen darf man Port Arthur nicht gleich ansehen, wie eine andere Festung. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu; die Japaner müssen die in Port Arthur eingeschlossene Flotte für weitere Kriegshandlung unschädlich machen. Das ist für die Fortsetzung der Operationen noch wichtiger, als die Einnahme des Ortes. Jetzt kann die japanische Flotte die gegnerische noch im Hafen festhalten, ist es aber der baltischen Flotte Russland's möglich, heran zu kommen, bevor Port Arthur fällt, oder die dort internierte Flotte kampfunfähig geworden ist, so können die Russen zur See überlegen sein und dann steht es mit der Fortsetzung des ganzen Krieges für Japan sehr misslich.

Von diesem Gesichtspunkte aus muss man die Menschenleben missachtende und durch keinen Misserfolg geschwächte Energie des Angriffs gegen Port Arthur beurteilen, zumal, da die Terrainverhältnisse dort derart zu sein scheinen, dass die Durchführung des planmässigen Angriffs immer nur bis zu einem gewissen Punkt möglich ist.

Über den Erfolg des Angriffs der vergangenen Woche sind zur Stunde die Nachrichten widersprechend, uns möchte scheinen, dass der Erfolg der Japaner nicht so gross ist, wie zuerst angegeben worden, sondern dass die infanteristische Verteidigung der Werke, die erst mit ihrer ganzen Kraft einzusetzen brauchte, wenn die artilleristische aufhörte, den Sturm auf die Mehrzahl der Höhen zurückgeschlagen hat. Aber wenn die Japaner nur das erreicht haben, dass sie jetzt in den Hafen direkt schiessen können — und das scheint der Fall zu sein —, dann ist der Erfolg der letzten Tage das viele Blut, das es gekostet, wert, denn dann ist die Vernichtung des Port Arthur-Geschwaders zweifellos geworden.

Unter anderen Verhältnissen, als den hier vorliegenden, sollte man meinen, dass General Stössel, der heldenmütige Verteidiger, kapitulieren dürfte, sobald das Innere der Stadt und der Hafen auch dem direkt gezielten Feuer des Gegners zugänglich geworden sind. Sein und seiner Truppen Ehre und Ruhm brächte das keinen Eintrag mehr — aber die Sache hat noch eine andere Seite; solange Port Arthur sich hält, ist vielem anderen die Wage gehalten, das in den beständigen Misserfolgen in der Mandchurei erblickt werden darf. Wir möchten diese Bedeutung der heldenmütigen Verteidigung Port Arthur's noch höher einschätzen, als die zweifellos grosse Bedeutung des Festhaltens einer grossen Armeeabteilung.

Zur Bekleidungs- und Ausrüstungsfrage.

Wenn man einen Zivilisten fragt: Wie soll eine Uniform beschaffen sein?, so lautet die Antwort gewiss: Sie soll schmuck, kleidsam, gefällig fürs Auge sein; stellt man aber die nämliche Frage an den Berufssoldaten, so wird er uns antworten: Sie soll vor allem aus praktisch, feldtüchtig und dauerhaft sein. Beide Bedingungen mit einander zu vereinigen zu suchen, war von jeher das Bestreben derjenigen, welche die Versuchsuniformen fabrizierten, deren Brauchbarkeit die Truppen erproben sollten. Wir stehen gegenwärtig wieder vor der Frage der Neuuniformierung, die akut geworden ist, sobald man einmal auf den Schlachtfeldern Südafrikas und Chinas (im Boxerfeldzug) erkannt hatte, was nottut. Dass unsere neuen „Versuchshakimannen“ von Zivilisten und Soldaten aufmerksam betrachtet und dass sie absprechend und zustimmend kritisiert und beurteilt worden sind, beweisen die vielen Stimmen in der Tagespresse. Interessant aber ist es, an der Quelle zu schöpfen, d. h. dort Nachschau zu halten, wo man die Erfahrungen direkt im Felde und vor dem Feinde gemacht hat, nämlich in England. Die englische Kriegsverwaltung hat einen in dieser Beziehung überaus lehrreichen Bericht publiziert, an dessen Hand Hauptmann im Grossen Generalstab von Haefen in Nr. 3 der „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde“ einen flott geschriebenen Aufsatz veröffentlicht, dem wir die wesentlichsten Punkte entnehmen.

An eine kriegsbrauchbare Bekleidung und Ausrüstung, schreibt von Haefen, sind zwei Bedingungen zu stellen:

1. Eine **Kriegsuniform** muss sich hinsichtlich ihrer Farbe dem Landschaftsbilde des Kriegsschauplatzes anpassen, so dass ihre Träger möglichst wenig sichtbar sind, da bei dem Fortfall der Rauchentwicklung beim Schusse hierin das wirksamste Mittel liegt, eine Truppe vor unnötigen Verlusten zu bewahren. Es gilt hier, dem Beispiele der Natur zu folgen, welche vielen Tieren als beste Schutzwaffe die Farbe der sie umgebenden Natur verliehen hat.

2. Eine **Kriegsuniform** muss hinsichtlich der Wahl des Stoffes wie des Sitzes den höchsten Anforderungen der Bequemlichkeit und Hygiene entsprechen, um die körperlichen und seelischen Anstrengungen des Soldaten, die im Kriege und insbesondere im heutigen Gefecht schon ohnehin gross genug sind, nicht mehr unnötig zu erhöhen.

Was den ersten Punkt anbelangt, so weiss wohl jeder, der schon einem Gefecht beigewohnt oder zugehört hat, wie überaus wichtig es ist,

dass die Leute sich nur wenig vom Hintergrunde abheben, da sie andernfalls zu einer Zielscheibe werden. Ein Augenzeuge, der dem Übergang der Japaner über den Yalu zugeschaut hat, schreibt: „Klar wie aus schwarzem Papier mit der Schere geschnitten, hob sich vom weissen Uferstrand die Silhouette jedes Mannes im preussischblauen Waffenrock ab. Ein prächtiges, ein unvergleichliches Ziel gewährte diese Uniform . . .“ (Gottberg, „Mit den Japanern über den Jalu“, S. 22). Der zweite Punkt ist ohne weiteres klar.

Man hat das Heil heute allgemein in der Khakifarbe zu finden geglaubt, die ein Gemisch von Gelb, Grau, Braun und Grün darstellt und die sich dem südafrikanischen Landschaftsbilde sehr gut anpasst. Für unsere Verhältnisse gehört mehr Grün hinein. Wie trefflich eine derartige Mischung ihren Zweck erfüllt, geht aus dem Bericht eines deutschen Offiziers hervor, der den grossen englischen Manövern beigewohnt hat. Er schreibt: „Es ist mir mehrmals vorgekommen, dass ich entwickelte Infanterie in offenem Gelände, trotz meiner sehr guten Augen, ohne Fernglas erst entdeckte, nachdem sie sich schon geraume Zeit vorwärts bewegt hatte und auch dann nur, wenn ich aus irgend einem Grunde nach der betreffenden Stelle scharf hingesehen hatte. Wenn man dann das Glas benutzte, entdeckte man erst zahlreiche Schützenlinien, die vorher nicht zu sehen gewesen waren.“ Als neutralste Farbe wird die dunkle mäusegraue Farbe mit schwach grünlichem Tone für europäische Verhältnisse bezeichnet, demnach dürfte unserer grüngrauen Versuchsfarbe der Vorzug zu geben sein.

In Südafrika wurde die Erfahrung gemacht, dass über 600 m Truppen in Bewegung dann am wenigsten gut zu erkennen waren, wenn ihre Uniformfarbe etwas heller war als der Untergrund. Waren sie dunkler oder ganz weiss gekleidet, so zogen sie das Feuer sofort an. Deswegen strichen die Scots Greys ihre Schimmel bald mit Khakifarbe an und die Hochländer legten khakifarbene Kilts (Schürzen) um. Alle Uniformen waren gleichfarbig, weswegen es den Buren oft nur schwer möglich war, die Waffengattung zu erkennen. So kämpften bei Koedoesrand Drift 1000 Reiter Broadwoods am 17. Februar 1900 den ganzen Tag hindurch gegen 4000 Buren, die in ihren Feinden Infanteristen vermuteten und sich von ihnen festhalten liessen, wodurch Cronjes Schicksal besiegelt wurde. Um die Regimenter von einander zu unterscheiden, trugen ihre Angehörigen den Namenszug ihres Chefs auf der linken Seite des Helmes.

Gefährlich ist alles Glänzende. Ein Augenzeuge bemerkt: „Der kleinste schimmernde

Metallknopf wirkte bei Sonnenlicht als Miniaturheliograph“. Metallbeschlüge, Riemenschnallen, Säbelkoppelschlösser, Kochgeschirre wurden zu Verrätern, sogar poliertes Lederzeug war verpönt. Bei Modderriver zog das Aluminiumfernrohr eines Offiziers das Maximgewehrfeuer auf 1400 m auf sich! In Südwestafrika machen sie gegenwärtig die gleichen Erfahrungen mit dem Säbel! Das ist mit ein Grund, weshalb die Offiziersverluste so stark sind. Die Engländer haben bekanntlich sofort alles Glänzende an der Offiziersuniform entfernt, den Säbel weggelegt und den Schnitt der Kleider dem der Mannschaft angepasst. In einem Tagesbefehl vom 5. Februar 1900 steht zu lesen: „. . . es ist sehr schwer, die Offiziere in ihrer gegenwärtigen Ausrüstung — sie führten auch das kurze Gewehr — zu erkennen, und es ist deshalb wünschenswert, dass sie irgend ein Erkennungszeichen tragen, entweder auf der linken Seite des Kragens oder auf dem Rücken des Rockes“. Das geschah denn auch: Gradabzeichen aus Horn oder brüniertem Metall wurden hinten am Kragen befestigt.

„Hinsichtlich des Schnittes war der neue Khakiuniformrock (der Engländer) das Muster praktischer Bequemlichkeit. . . Sie sass so bequem, dass man in der Uniform völlig frei und ungezwungen laufen, klettern, kriechen und schlafen konnte. . . Der Rock sass lose, um bei Nässe dem Einlaufen Rechnung tragen und bei Kälte das Unterziehen einer Weste oder mehrfachen Unterzeugs gestatten zu können. Am Halse war er sehr bequem. Der Stehkragen hatte einem Umlegekragen mit zwei Haken platz gemacht“. Darunter wurde ein seidenes oder wollenes Halstuch von Khakifarbe getragen. Der Rock hatte aussen vier grosse, zuknöpfbare Taschen. An den Ärmelaufschlägen fanden sich kleine Riemen zum Zusammenschnüren bei Regenwetter.

Die Hose hatte bei allen Waffen den Schnitt einer Reithose und wurde ausschliesslich mit der Wadenbinde zusammen getragen. Sie ist überaus praktisch geschnitten. Aufreiten kam so gut wie gar nicht vor. Unter dem Knie eng, weit im Gesäss, lang im Oberschenkelteil, gestattet sie freie Bewegung des Knies. Über dem Knöchel wurde sie geschnürt oder geknüpft. Auf der Innenseite fehlten die Nähte.

Stiefel wurden nie getragen, weil sie die Ausdünstung erschweren und nass beinahe nicht mehr an die Füsse zu bringen sind; zudem leisten sie dem Wundwerden Vorschub. Der sportliebende Engländer weiss hier Rat: er anerkennt nur den Schnürschuh; auch der Reiter trug keine andere Fussbekleidung. Er legte nur über der Ferse einen Anschnallsporn an. Fusskranke waren selten.

Statt des Korkhelmes, „der sich als recht unpraktisch erwies (!)“, wurde der breitkrämpige Filzhut getragen, der, nach Aussage der deutschen Schutztruppenoffiziere, denen man gewiss die Erfahrung nicht absprechen darf, die „beste, für alle Klimate erprobte Kopfbedeckung“ ist. „Er hat im Gegensatz zum Helm, neben dem stets noch eine Mütze vorhanden sein muss, den Vorzug, eine Einheitskopfbedeckung zu bilden“.

Der lange Mantel war nicht beliebt. „Die Mäntel konnten von unsern Leuten wegen ihrer sichtbaren Farbe und ihres schweren Gewichts nicht getragen werden; der grosse gerollte Mantel bot dem Feinde, selbst wenn die Mannschaften an den Boden angeschmiegt lagen, ein sehr günstiges Abkommen“, bemerkte General Hildyard vor der Royal Commission. Statt dessen wurde in der kalten Jahreszeit der flanellgefütterte indische Rock über die alte Uniform gezogen.

„Als Unterzeug trug jeder Mann dicke, baumwollene Unterhosen, sehr dicke, wollene Strümpfe, eine wollene, bis über den Leib reichende Unterjacke mit halblangen Ärmeln, und ein blaues Flanelhemd. Ein wichtiges Stück in der Kleinbekleidung bildete die breite Flanelleibbinde. Sie darf nach englischem Urteil in keiner Kriegsausrüstung fehlen.“

Der Tornister mit Inhalt, Schanzzeug, Lagerdecke und Zeltausrüstung werden auf Wagen mitgeführt, weshalb der Mann nur mit 19,6 kg belastet war, deshalb ganz vortrefflich marschieren konnte und ausserordentlich beweglich war. Marschranke waren selten.

Schlecht bewährt hat sich die Patronentasche. „Unsere grossen Munitionsverluste, berichtet Kitchener, die für den Gegner eine Quelle der Munitionsergänzung bildeten, sind weniger der mangelnden Sorgfalt des Soldaten, als vielmehr der ganz aussergewöhnlichen Unbrauchbarkeit des Ausrüstungsstückes zuzuschreiben, in dem er seinen Schiessbedarf zu tragen hatte.“ Sie wurde dann durch die Burenpatronenschlaufe, das Bandolier, ersetzt.

Der leinene Brotsack diente zugleich zur Aufnahme der kleinen Bedürfnisse, und wurde gleich einem Rucksack am Rücken getragen. Die Soldaten nannten ihn dann den „Haversack“. So behalfen sich die Einheiten, die am Spionkop kämpften, vom 15. bis 27. Januar ohne Tornister, der auf den Fuhrwerken lag. Allerdings wurde der Train dadurch ins Ungeheuerliche vermehrt. In den letzten Manövern folgte jedem Bataillon von 500—600 Mann eine Wagenkolonne von 13—15 Fuhrwerken! Das geht in europäischen Verhältnissen nicht an.

Die Aluminiumfeldflaschen waren mit einem dicken Filzüberzug versehen, den man von Zeit zu Zeit befeuchtete, um den Inhalt kühl zu erhalten. Das Soldatenmesser besass einen Ring und wurde an den Leibgurt eingehackt. Das Schanzzeug und die Munition folgten auf Maultieren.

Die Kavallerie hatte ihre Pferde viel zu schwer belastet — das Tier trug inklusive Reiter von leichtem Gewicht 2¹/₂ Zentner —, so dass die massenhaften Verluste erklärlich werden. Lord Kitchener erliess daher am 5. Februar 1900 einen Tagesbefehl, worin die Ausrüstung des Reiters normiert und auf das notwendigste beschränkt wurde und nur folgendes mitgenommen werden durfte: ein warmer Mantel, Kochgeschirr und Tagesportion, Futterbeutel, Kopfsack, Drahtschere, Karabiner, Schlaufe mit 50 Patronen, Haversak mit 50 Patronen, Messer und Fouragierstrick, Feldflasche, Feldstecher, Essbesteck, Sattel und Decke. Alles andere war nunmehr auf die Wagen zu verladen. Säbel und Lanze wurden nicht mehr mitgenommen!

Viel radikaler wollte General French verfahren. „In einem modernen Kriege, meint er, wird es zwar nötig sein, dass die Kavallerie die Nächte nur zu oft im Freien zubringt und aus dem Lande lebt, ja sie wird häufig kein genügendes Futter für die Tiere finden. Trotzdem ist es unmöglich, dass wir sie auch ferner so belasten, wie bisher, wenn sie ihren Dienst gut versehen soll.“ Der Reiter sollte deshalb nur Waffen und Schiessbedarf mitführen — allerdings etwas wenig! Die Kavallerie muss nach seinem Vorschlage leichte Wagen oder Packtiere zugeteilt erhalten, die der Truppe unmittelbar zu folgen haben.

Ganz gegen Ende des Krieges wurden Versuche gemacht, dem Reiter das Infanteriegewehr mitzugeben, das er in höchst origineller Weise am Sattel befestigte. Doch kann jetzt noch kein endgültiges Urteil über die Brauchbarkeit dieser Tragart im Kriege abgegeben werden. In Indien ist die neue Tragart provisorisch eingeführt worden und man darf auf die Ergebnisse gespannt sein. —

Die eben besprochene Uniform ist jetzt endgültig als „service dress“ eingeführt. Sie ist, nach dem Urteil des deutschen Offiziers, „eine ebenso praktische, wie einfache und kleidsame Kriegsuniform; das Tuch schmutzt wenig und die Truppe machte trotz der vorangegangenen Regenbiwaks stets einen ordentlichen, sauberen und sehr militärischen Eindruck“. Zum Ausgehen wird bis auf weiteres das alte, farbenfrohe Kleid getragen.

Ob wir aus den englischen Erfahrungen nicht auch noch manches lernen könnten? M.